

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 48

Artikel: Lieder am Abend

Autor: Frei, Otto

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn er einmal gestorben war, so würde sein Name noch immer auf seinen Büchern stehen, noch immer seine Worte von den Menschen gelesen werden. Das war doch etwas Großes.

Ein bedeutungsvoller Tag brach an. — Ich war konfimiert und erwachsen! Ich durfte zum Onkel nach Genf! — Stunde für Stunde fuhr ich auf der Eisenbahn. Vor mir dehnte sich weit und blau der Genfersee. Es war ein wunderschöner Tag. In Genf nahm mich Onkel Hermann, gütig, wie immer, in Empfang, führte mich durch die Stadt, und nahm mich dann mit in seine Klause, wie er es nannte.

Nähe bei der Cathédrale St. Pierre bewohnte er zwei kleine Zimmer eines mittelalterlichen Hauses. In einem stand sein Bett, ein Tisch und ein Stuhl, im andern, etwas größeren, türmten sich an allen Wänden entlang Bücher, nichts als Bücher. Einige waren gebunden, andere broschiert. Es gab da kleine zierliche, und dicke uns förmliche Schmöder auf deutsch und französisch, englisch, italienisch und lateinisch.

Es roch nach Leder und Pappe, roch modernig und neu, doch über alle flog vom Hofe her ein Sonnenstrahl und vergoldete sie, daß ihre Titel aufleuchteten.

„Sieh mein Junge, das ist mein Reich, das hier sind meine Freunde, die mich nicht enttäuschen und mir treu bleiben, ob es mir gut geht oder nicht.“

Liebkosend fuhr er über die Bücherreihe, zog hier einen Band hervor, blätterte dort in einer auf dem Schreibtisch liegenden Broschüre und seine Augen blickten dabei jung und froh; als besaße er die größten Schätze der Welt.

Auf einem Regal stand ein Totenschädel, links von ihm eine Studentenmühle, rechts ein verrosteter Degen.

„Erinnerungen aus meiner Universitätszeit, als ich noch glaubte, menschliche Krankheiten des Leibes kurieren zu wollen. Aber ich weiß nun Besseres und Edleres: die Seelen muß man heilen, das Innere des Geistes öffnen und veredeln, dann wird auch der Körper gesund.“

Ich blickte mich um, fast ehrfürchtig und mit einer Scheu, wie ich sie bisher nur in einer Kirche empfunden.

„Und deine eigenen Bücher, Onkel, wo sind sie?“

Mit einer müden Gebärde deutete er auf eine Kommode.

„Dort, mein Lieber, noch nichts von Bedeutung, herzlich wenig.“

Und er begann von seinem Bemühungen zu reden, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen. Es waren leidenschaftlich gesprochene Worte voll Bitterkeit, und dann wieder starke, zuversichtliche, an denen er sich selber zu begeistern schien.

An einer Wand, an der ein schnaler Platz ohne Bücher geblieben war, hingen einige Photographien: die Pariser Sorbonne und Bilder von Jugendfreunden.

„Paris! Ja, da solltest auch du einmal hingehen. Das ist eine Stadt! — Er sprach von der altehrwürdigen Sorbonne, an der er zwei Semester studiert, von seinem Lebenstraum, in die Académie aufgenommen zu werden, und seine Augen schimmerten dabei, als sähe er diesen Traum verwirklicht vor sich. Was war sein Leben? Ein ständiger Kampf, ein Ringen nach Anerkennung. Ein völliges Sichausschütten an die andern, die doch oft so wenig Verständnis dafür hatten, so prosaisch und nüchtern waren, und ihn belächelten, als Schwärmer und Phantasten. Dieses Wort verstand ich jetzt. Hatte man es in der Schule nicht schon mir gegenüber angewandt?“

Schnell vergingen die Stunden bei meinem Onkel. Nur ungern verabschiedete ich mich am späten Abend von ihm und fuhr wieder heimzu. Was ich vernommen und erlebt, klang stark und nachhaltend in mir weiter. Der einsame Mann dort unten in der lebhaften Stadt tat mir leid, und zugleich nötigte er mir Bewunderung ab. Das war einer, der unbeirrt seiner Wege ging, einer, der immer gradaus schaute, das Ziel vor Augen. Er gab sich nicht mit Halbheiten zufrieden, kümmerte sich nicht um Dürftigkeit, ja Armut. Er lebte seinem Ideal, und sollte er an ihm zugrunde gehen.

Noch im Herbst des gleichen Jahres starb Onkel Hermann, einsam, wie er gelebt. Und der Mann, der zeit seines Lebens wenig Freude und Anerkennung gefunden, jetzt, wo er tot war, ward sie ihm zuteil. Auf einmal erinnerten sich die führenden Tageszeitungen, die literarischen Zeitschriften seiner. In langen Artikeln wurde seines Schaffens gedacht, anerkannt, des Lobes voll. Es war, als wollte man nachträglich gut machen, was man einst an ihm verbrochen.

Ich las die Artikel, sammelte sie, ein seltsames Gefühl im Herzen. Wieder sah ich mich in seinem Studierzimmer in Genf, von Büchern umgeben, die Augen leuchtend, die hohe weiße Stirn von schwarzen Locken umrahmt, wie von einem innern Feuer durchglüht. Nun war er tot. Nun fand sein unruhiger, unsteter Geist den Frieden, den ihm dieses Leben nicht zu geben vermochte. Nun erinnerte man sich seiner, holte wohl auch eines seiner Werke hervor, staubte es fein säuberlich ab und begann zu lesen.

So war die Welt. — Ich hatte keinen Onkel Hermann mehr. Aber trotz seiner großen Armut hatte er mir ein Erbe überlassen, das Gedanken an einen aufrechten mutigen Menschen, der sich bis zum Schluss treu gehalten war.

Für mich blieb Onkel Hermann die stille innige Liebe meiner Kindertage. Und noch heute kann ich nur mit Rührung und Weinen all der einsamen Kämpfe gedenken, die er allein ausgefochten hat, mutig ausharrend und an sich glaubend, an sich und seine Bestimmung.

Lieder am Abend.

Von Otto Frei.

I.

Wieder macht ein müder Tag
Stumm die Augen zu,
Läßt den Mantel von sich gleiten,
Legt sich hinter Wald und Weiten
Still zur Ruh.

Komm, wir wandern an den See,
Der noch golden blinkt,
Plaudern mit der muntern Welle,
Bis am Berg die letzte Helle
Blaßt und sinkt.

II.

Nun sei's genug für heute;
Nun leg den Strumpf beiseite
Und laß die Arbeit ruhn!
Es war ja seit dem Morgen
So viel vergrämtes Sorgen
In deinem Tun.

Noch dies und das? O schweige!
Gib von der Wand die Geige
Und stimme fröhlich ein!
Das Glück will auch sein Teilchen;
So wollen wir ein Weilchen
Wie Kinder sein.

III.

Abends, wenn ich einsam bin,
Stimm ich meine Laute.
Tag, dem ich so irrig traute,
Sei bedankt und fahre hin!
Munter zupf ich Ton um Ton
Aus den hellen Saiten.
Träume, die mein Spiel begleiten,
Sind ein langer Sängerlohn.

Über manchmal prunkt ein Klang
Wie aus Gold gesponnen.
Selig, wenn er längst zerounnen,
Lausch ich noch die Nacht entlang.